

DANY WILL

Frei- gekauft

Wie Gottes Liebe mich
gerettet hat

SCM
Hänssler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2023 SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de; E-Mail: info@scm-haenssler.de

Fotos im Bildteil: S. 8 unten: Deborah Pulverich,
wenn nicht anders angegeben: Privat

Die Bibelverse sind folgender Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002
und 2006 SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen

Umschlaggestaltung: Sybille Koschera, Stuttgart
Titelbild: Deborah Pulverich Fotografie, Make Up Artist: Lorena Crino
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7751-6145-9 · Bestell-Nr. 396.145

Inhalt

Einleitung	7
Unfallfolgen	11
Ungeliebt	27
Dreckig wie Wurzelgemüse	52
Neue Wege	72
Lebenslieder	94
Gott ist die Liebe	143
Botschafterin seiner Liebe	167
Für immer dein	191
Mein Gebet	205
Dank	211
Informationen zum Thema Menschenhandel und Prostitution	213
Hilfsangebote für Betroffene	215

Unfallfolgen

›Denn ich weiß genau, welche Pläne ich für euch gefasst habe‹, spricht der HERR. ›Mein Plan ist, euch Heil zu geben und kein Leid. Ich gebe euch Zukunft und Hoffnung. Wenn ihr dann zu mir rufen werdet, will ich euch antworten; wenn ihr zu mir betet, will ich euch erhören. Wenn ihr mich sucht, werdet ihr mich finden; ja, wenn ihr ernsthaft, mit ganzem Herzen nach mir verlangt, werde ich mich von euch finden lassen‹, spricht der HERR. ›Ich will euer Geschick wenden und euch aus allen Völkern und von allen Orten, wohin ich euch vertrieben habe, zusammenbringen‹, spricht der HERR. ›Ich will euch wieder dorthin zurückbringen, von wo ich euch fortgejagt habe.‹

Jeremia 29,11-14

Es war Montagmorgen kurz nach sechs. Das Telefon klingelte. Ich schreckte hoch. Verschlafen meldete ich mich mit einem müden »Hallo?«.

»Dany, komm schnell in die Firma. Dein Hängerzug muss noch abgeladen werden, bevor du gleich nach Österreich fährst. Ist eilig.«

Ich war genervt. Gestern hatte ich noch den Disponenten angerufen, um zu erfahren, wann und wohin meine nächste Tour gehen sollte. Ich war als Fernfahrerin beschäftigt und fuhr meistens nach England. Normalerweise ging es für mich sonntagabends

los, damit ich rechtzeitig mit der Fähre am Montagmorgen nach England übersetzen konnte. Aber diesmal war es anders gewesen. Der Disponent hatte mir am Sonntagabend erklärt, er habe noch keine Tour für mich. Und so stellte ich mich darauf ein, am Montag erst um acht Uhr in der Firma zu sein, um dort alles Weitere zu erfahren.

Noch ein wenig verärgert über die spontane Planänderung und das unsanfte Wecken, zog ich mich hastig an und beeilte mich, in die Firma zu kommen. Ohne Dusche, ohne Frühstück, ohne Kaffee. Nicht gerade der beste Start in eine neue Arbeitswoche. Auch Arno, ein anderer Fahrer, war bereits zu dieser frühen Stunde in der Firma eingetroffen. Genau wie ich war auch er aus dem Schlaf geklingelt worden, um mit mir gemeinsam die Tour nach Österreich zu fahren. Zu zweit konnten wir uns abwechseln, um Pausenzeiten zu sparen und somit noch rechtzeitig bei der Abladestelle in Österreich anzukommen. Da wir beide nicht gefrühstückt hatten, hielten wir in der Nähe der Autobahn gegenüber einer Tankstelle an. Schnell dort auf die Toilette, einen Kaffee schnappen und los.

Doch dazu kam es nicht.



Im Traum sehe ich einen bewölkten Himmel, wie nach einem Gewitterregen. An einigen Stellen bricht Licht durch die Wolken. Wunderschön. Es ist ein besonderes Licht, das mich einhüllt und wärmt – so ähnlich wie Sonnenstrahlen auf der Haut. Ich fühle mich frei und zugleich geborgen. Ein Lächeln liegt auf meinen Lippen ...

Als ich erwachte landete ich mit einem Knall zurück in der Realität. Berstende Kopfschmerzen, laut dröhnende und piepsende Geräusche um mich herum. Mir schossen Fragen durch den Kopf:

Wo bin ich? Wer bin ich? Was ist passiert? Alles erschien mir so unwirklich, wie in einem Film oder in einem bösen Traum. Ich wollte mich bewegen, wollte weg. Doch ich konnte mich nicht von der Stelle rühren. Alles tat weh. Verschwommen sah ich einige Gestalten vor mir. Wer waren diese Leute, die mit einem grellen Licht in meine Augen schauten? Ich fühlte Angst in mir hochsteigen.

»Hören Sie mich?«, fragte einer der Männer. Ich versuchte zu nicken. »Sie hatten einen Unfall. Der Rettungshubschrauber hat Sie zu uns in die Klinik gebracht.«

Ich bin im Krankenhaus. Diese Menschen sind Ärzte. Aber was ist eigentlich passiert?

»Können Sie sich daran erinnern, dass Sie zu einer Tankstelle wollten? Beim Überqueren der Straße sind Sie von einem Pkw erfasst und sieben Meter weiter auf die Straße geschleudert worden. Sie haben ein schweres Schädel-Hirn-Trauma erlitten.«

Nur mit Mühe konnte ich den Arzt verstehen. Irgendetwas schien mit meinem Gehör nicht zu stimmen. Auch mein Sehvermögen war stark eingeschränkt. Die Ärzte erklärten mir, dass im Laufe des Tages weitere Untersuchungen folgen würden. Ich erfuhr, dass ich einen Tag im Koma gelegen und mir außerdem die Schulter und das Zehengrundgelenk gebrochen hatte. Die Untersuchungen sollten Klarheit bringen, was sonst noch alles in Mitleidenschaft gezogen war. Ich bemerkte, dass ich kein Gefühl im linken Bein hatte und es auch nicht bewegen konnte. Aber ich war zu schwach, um Fragen zu stellen.

»Sie müssen einen ziemlichen Dickkopf haben«, meinte einer der Ärzte lächelnd. »Ein so schweres Schädel-Hirn-Trauma überleben die wenigsten.«

Okay, immerhin überlebt. Aber wer bin ich?

Später stellte einer der Ärzte dieselbe Frage: »Wie heißen Sie? Wie alt sind Sie?«

Ich wusste es nicht.

»Wissen Sie das Geburtsdatum Ihres Mannes oder Ihrer drei Söhne?«

Ich verneinte.

Ah, ich bin verheiratet und habe drei Söhne. Warum kann ich mich nicht an sie erinnern?

Das alles war so unwirklich und machte mir zunehmend Angst. So sehr ich mich auch bemühte, ich konnte mich an keine Namen und keine Gesichter erinnern. Und dazu diese dröhnenden Kopfschmerzen. Ich fühlte mich hilflos und verlassen.

Wo sind sie denn, mein Mann und meine Söhne, wenn es sie schon gibt?, fragte ich mich.

Später erzählte mir mein Mann, dass er mich am Tag des Unfalls auf der Intensivstation besucht hatte. Er war zutiefst erschrocken über meinen Zustand. Ich war nicht ansprechbar, hing an einem Beatmungsgerät, hatte einen Infusionsschlauch im Arm und war an Überwachungsmonitore angeschlossen. Er streichelte mir über die Wange. Keine Reaktion.

Mein Mann Bernd hatte eine eigene Tierarztpraxis und war dort so eingespannt, dass er nur alle zwei Tage für einen kurzen Besuch bei mir in der Klinik vorbeikommen konnte. Bei seinem ersten Besuch war er für mich fast wie ein Fremder. Als er anklopfte und vorsichtig zur Tür hereinschaute, drehte ich meinen Kopf in seine Richtung. Er lächelte mich an:

»Ah, du bist wach. Schön ...«

Wer ist dieser Mann? Ein Arzt jedenfalls nicht.

Er trat ein, holte sich einen Stuhl und setzte sich zu mir ans Bett. Als er meine Hand nehmen wollte, zog ich sie weg.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?«, fragte ich argwöhnisch.

Ihm blieb die Spucke weg. Damit hatte er nicht gerechnet. Die Ärzte hatten ihm zwar gesagt, dass mein Erinnerungsvermögen

beeinträchtigt war, aber dass ich mich überhaupt nicht mehr an ihn erinnern konnte, war nun doch ein Schock.

»Ähm, ich bin's Bernd. Dein Ehemann«, sagte er sanft. »Kannst du dich gar nicht mehr an mich erinnern?«

Ich schaute ihn lange an. *Das ist also mein Ehemann. Sieht eigentlich ganz nett aus*, dachte ich.

»Sie ..., ähm, ich meine, du ... Du kommst mir ein bisschen bekannt vor«, antwortete ich.

Er seufzte erleichtert.

»Ich hoffe, du wirst dich bald wieder richtig an mich erinnern können. Auch wenn ich leider nicht so oft vorbeikommen kann. Ich hab jetzt auch nur ein paar Minuten Zeit, dann muss ich zurück in die Praxis.«

»Bist du Arzt?«

»Tierarzt.«

»Aha.«

Pause.

»Hast du noch große Schmerzen?«

»Mir tut so ziemlich alles weh.«

Wieder eine Pause. Diesmal ziemlich lang. Offenbar wusste mein Mann nicht so recht, wie er mit mir umgehen sollte. Was soll man auch mit einem Menschen reden, der einen nicht mehr erkennt? Und wie soll man sich von seiner Frau verabschieden, wenn man ein Fremder für sie ist?

Etwas unbeholfen sagte Bernd nach einer Weile:

»Also, ich muss dann ... Gute Besserung weiter.«

»Danke. Tschüss.«

Nachdem er die Tür hinter sich zugemacht hatte, suchte ich fieberhaft in meinem Gedächtnis nach irgendeiner Erinnerung an diesen netten Mann, der da eben gegangen war. *Ich muss mich doch wenigstens an unsere Hochzeit erinnern können!* Aber da war nichts.

Das Einzige, woran ich mich in dieser Zeit kristallklar erinnern konnte, waren Lieder: Lieder, die ich in meiner Kindheit und Jugend gesungen hatte. Die meisten erzählten von Gottes Liebe, von seiner Größe, seiner Treue. Von Jesus. Seltsam, oder? In einer Phase, in der ich nicht mal meinen eigenen Namen wusste, keine Erinnerung an meine Familie und mein Zuhause mehr hatte, war diese Botschaft von Gottes Liebe noch da. Als wäre sie unauslöschlich in mein Herz eingraviert.

Erst nach und nach kamen auch die anderen Erinnerungen zurück. Zaghafte zunächst, ganz vereinzelt. Wie kleine Schmetterlinge kamen sie in mein Bewusstsein geflattert und ermöglichten mir den Zugang zu jener Welt, die mein Leben gewesen war. Mit jedem Besuch wurde auch Bernd mir wieder vertrauter. Gott sei Dank!

Mit einer Sache konnte ich mich jedoch nicht anfreunden. Und das war mein Name: Gudrun.

Echt? So soll ich heißen? Nee, der Name geht gar nicht.

Und so beschloss ich, mir einen neuen Namen zu geben. Spontan fiel mir Dany ein. Keine Ahnung, wie ich ausgerechnet auf diesen Namen gekommen bin. Wahrscheinlich hatte Gott da irgendwie seine Finger im Spiel. Aber dazu später mehr. Jedenfalls gefiel mir der Name und ich entschied, dass ich ab jetzt von allen nur noch Dany genannt werden wollte. Bernd nahm das mehr oder weniger schulterzuckend zur Kenntnis. Irgendwie war ich nach dem Unfall ja auch nicht mehr dieselbe. Warum also nicht auch ein anderer Name. Gewissermaßen als Zeichen, dass mein Überleben so was wie ein zweiter Geburtstag für mich war.

Unsere Kinder konnten mich im Krankenhaus leider nicht besuchen. Sie waren am Tag vor meinem Unfall mit zu den Großeltern gefahren, die uns zum Geburtstag unseres Sohnes Simon besucht hatten. Es war ein Segen, dass sich meine Eltern um unsere drei

Jungs kümmern konnten, während ich in der Klinik war. Doch für mich wäre es sicher hilfreich gewesen, sie ab und zu sehen zu können. Immer wieder fühlte ich einen Schmerz, eine seltsame Leere, die ich nicht einordnen konnte.

Auch wenn die ersten Erinnerungen allmählich zurückkehrten, gab es nach wie vor vieles, was ich noch immer nicht wusste oder ganz neu lernen musste. Als ich von der Intensivstation auf die Normalstation verlegt wurde, dachte ich nur: *Das Leben ist so anstrengend*. Alltägliche Dinge wie Zähneputzen fielen mir unendlich schwer. Noch immer quälten mich Kopfschmerzen und ich konnte nicht alleine aufstehen.

Als ich zum ersten Mal nach dem Unfall in einen Spiegel schaute, sah ich eine fremde Frau. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich keine Erinnerung an mein eigenes Spiegelbild und war entsetzt über mein Aussehen. Mein linkes Auge sah irgendwie schief aus. Meine Haare waren aufgrund meiner Kopfverletzungen einfach abgeschnitten worden. *Wie hässlich ich aussehe*, dachte ich. Von meinem Mann erfuhr ich später, dass mein linkes Auge schon immer anders ausgesehen hatte als das rechte, weil es wohl während der Geburt verletzt worden war.

Nach und nach ging es in kleinen Schritten aufwärts. Mithilfe der Physiotherapeuten lernte ich, mich mehr zu bewegen. Und die Spezialisten aus der Neurologie halfen mir, mein Gedächtnis zu trainieren. Nach nur zwei Wochen wurde ich nach Hause entlassen, obwohl ich nach wie vor viele Einschränkungen hatte. So konnte ich zum Beispiel immer noch nicht richtig laufen und hatte große Gedächtnislücken. Warum ich keine Anschluss-Reha bekam, weiß ich bis heute nicht.

Ich war sehr aufgeregt, als Bernd mich aus dem Krankenhaus abholte. *Wie funktioniert das Leben zu Hause? Was kommt als Nächstes? Und wie geht das, was als Nächstes kommt?*

Zu Hause angekommen, sah ich mich in unserer Wohnung um. *Das kenne ich. Hier war ich schon mal.* Mein Blick fiel auf ein Foto, das an der Wand hing. Eine glückliche Familie strahlte mir entgegen. *Meine Kinder! Das sind meine Söhne!* Ein tiefes Gefühl der Liebe durchflutete mein Herz. Und zugleich spürte ich eine schreckliche Sehnsucht. *Ich will zu meinen Kindern.* Doch ich wusste, dass ich mich noch ein paar Tage gedulden musste, bis meine Söhne nach Hause kommen würden. Wir hatten entschieden, dass ich erst mal in Ruhe zu Hause ankommen sollte. Wahrscheinlich hätte es mich auch total überfordert, gleich alle drei Kinder um mich zu haben. Mein Blick wanderte weiter durchs Haus. *Ja, das ist meine Küche. Da habe ich immer Frühstück gemacht und Pausenbrote geschmiert.*

Hier in meiner vertrauten Umgebung kamen die Erinnerungen viel schneller zurück als in der Klinik. Immer wieder lösten Bilder und Alltagsgegenstände Erinnerungen aus: an Erlebnisse mit meinen Kindern, an bestimmte Situationen und Abläufe in unserem Alltag. Wie in einem Film zogen die Szenen vor meinem inneren Auge vorbei. Es war, als würde ich mich und mein Leben noch einmal neu kennenlernen.

Einige Tage später brachten meine Eltern unsere Söhne wieder nach Hause. Ich saß auf dem Sofa, als ich das Auto vorfahren hörte. Mein Herz fing an, wie wild zu klopfen. Durch das Fenster hörte ich Kinderstimmen. Im nächsten Moment flog die Tür auf und einer unserer Söhne kam hereingestürzt:

»Mamaaaaa!«, schrie er und fiel mir um den Hals. »Ich hab dich so vermisst!«

Ich nahm ihn fest in den Arm. *Ja, das ist mein Schatz.* Ich fühlte es ganz deutlich, auch wenn ich mich noch immer nicht an alles erinnern konnte, noch nicht mal an seinen Namen. Aber das war in diesem Augenblick egal.

Auch die beiden anderen kamen nun ins Zimmer. Es gab ein fröhliches Umarmen und Knuddeln. Für mich war es ein überwältigender und unvergesslicher Moment. Die Freude, die ich empfand, als ich meine Kinder in die Arme nahm, kann ich nicht in Worte fassen. Erst jetzt begriff ich so richtig, was mir im Krankenhaus die ganze Zeit so schrecklich gefehlt hatte: meine Kinder, meine Familie.

M

In den kommenden Wochen versuchte ich, irgendwie zu Hause klarzukommen. Für Bernd musste die Arbeit in der Praxis ja weitergehen. So hatte er kaum Zeit für mich und konnte mich nur wenig unterstützen. Auch hatte er wenig Nerven für meine Fragen, von denen ich täglich unendlich viele zu haben schien. Ich konnte mich an die einfachsten Sachen nicht mehr erinnern – noch nicht mal wie die Kaffeemaschine bedient wird oder wie man duscht.

Wahrscheinlich war Bernd ziemlich überfordert mit der ganzen Situation. Vor dem Unfall hatte ich ihm so manches abgenommen. Jetzt musste er alles rund um den Praxisbetrieb allein bewerkstelligen: Termine, Rechnungen, Behandlungen. Ich war nicht in der Lage, ihn zu unterstützen. Auch im Haushalt konnte ich nur wenig leisten. Meine körperlichen Einschränkungen und meine Gedächtnislücken machten mich mehr zur Belastung als zur Stütze.

Manchmal saß ich einfach nur da und überlegte eine gefühlte Ewigkeit, was als Nächstes zu tun wäre. Insgesamt fiel es mir schwer, mich auf irgendetwas zu konzentrieren. Immer wieder kam es vor, dass ich etwas sagen oder fragen wollte und mir die passenden Worte nicht einfielen. Oder ich vergaß ganz, was ich fragen oder machen wollte. (Das passiert mir heute noch manchmal.) Auch mein Gehör bereitete mir weiterhin Schwierigkeiten.

Einerseits waren mir Geräusche oft zu viel oder zu laut: Schon die ganz normale Geräuschkulisse zu Hause tat meinen Ohren und meinem Kopf weh. Andererseits verstand ich manchmal akustisch nicht, was meine Kinder oder Bernd zu mir sagten. All das war schwer für uns alle und frustrierte mich zunehmend.

»Du hast dich total verändert«, meinte Bernd eines Abends zu mir. »Ich erkenne dich kaum wieder.«

»Wie meinst du das?«, fragte ich verwundert.

»Na ja, früher warst du zurückhaltend, fast schon schüchtern und insgesamt viel gelassener. Jetzt bist du ständig nervös und gereizt. Du regst dich viel mehr auf als sonst und wirst auch schnell laut.«

Seine Worte trafen mich. Und ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte. *Habe ich mich wirklich so sehr verändert? War ich früher lebenswerter?* Ich konnte mich zu wenig an früher erinnern und wusste auch jetzt kaum, wer ich überhaupt war. Wir litten beide unter der Situation. Und am schlimmsten war, dass wir keine Ahnung hatten, wie es besser werden könnte.

Ich glaube, meine ganze Familie war erleichtert, als ich nach einiger Zeit doch noch eine Reha machen konnte. Dadurch lernte ich, besser mit alltäglichen Dingen und Aufgaben umzugehen. Auch mein Gedächtnis verbesserte sich. Meine Mutter redete viel mit mir über meine Kindheit. Mit ihren Erzählungen kamen auch die Erinnerungen nach und nach zurück. Doch je mehr ich mich an meine Vergangenheit erinnern konnte, umso wertloser und ungeliebter fühlte ich mich. Während ich körperlich im wahrsten Sinne des Wortes allmählich wieder auf die Beine kam, brach ich innerlich immer mehr zusammen. Diese Person, die ich war, wollte ich eigentlich gar nicht sein ...

Während dieser ganzen Zeit waren meine Eltern weiterhin eine große Stütze für uns. Sie reisten häufig aus dem Siegerland an, um

uns zu helfen. Manchmal blieben sie wochenlang zu Besuch und halfen, wo sie nur konnten. Sie kümmerten sich um unsere drei Jungs und unterstützten mich im Haushalt. Mein Vater – ein Allroundhandwerker – half uns außerdem viel bei der Sanierung unseres renovierungsbedürftigen Hauses. In den Schulferien nahmen sie unsere Söhne häufig mit zu sich ins Siegerland und boten ihnen dort ein tolles Freizeitprogramm: Sie waren mit ihnen im Wald unterwegs, sammelten Pilze, beobachteten Tiere, unternahmen Fackelwanderungen und besuchten verschiedene Ausflugsziele. Ich bin meinen Eltern bis heute unendlich dankbar, dass sie uns in dieser schwierigen Zeit so sehr unterstützt haben. Denn mit unserer Vorgeschichte war das alles andere als selbstverständlich ...



Mein Leben begann schon mit einem etwas holperigen Start. Meine Mutter lag drei Tage lang in den Wehen, bis ich endlich auf der Welt war. Meine Eltern hatten sich schon lange vor meiner Geburt darüber Gedanken gemacht, wie ich heißen sollte. Zwei Namen standen am Ende zur Auswahl: Sabine und Gabriele. Da meine Mutter sich nicht entscheiden konnte, beschloss sie, die Wahl meinem Vater zu überlassen. Er sollte sich auf dem Weg zum Meldeamt für einen der beiden Namen entscheiden.

»Und? Welchen Namen hast du eintragen lassen?«, fragte meine Mutter gespannt, als mein Vater ins Krankenhaus zurückkehrte.

»Keinen von den beiden«, erwiderte er. »Ich habe mich für Gudrun entschieden.«

Meine Mutter regte sich furchtbar darüber auf, weil sie diesen Namen nicht so schön fand wie Gabriele oder Sabine. Außerdem fühlte sie sich übergangen. Doch nun war es nicht mehr zu ändern. Der Name war eingetragen und damit hieß ich Gudrun.

Am dritten Tag nach meiner Geburt bemerkte die Kinderkrankenschwester, dass etwas mit meinen Augen nicht in Ordnung war. Der diensthabende Arzt untersuchte mich und entschied dann, persönlich mit meiner Mutter und mir in die Uniklinik zu fahren. Dort vermuteten die Ärzte, dass die Hornhaut meines linken Auges während der Geburt verletzt worden war. In einer OP wurde die Verletzung mit der Hornhaut eines Schweins verschlossen. Die Folge war, dass ich auf dem linken Auge zunächst gar nichts mehr sehen konnte. Einige Jahre später versuchte ein Augenarzt, in meinem operierten Auge eine künstliche Pupille herzustellen, was jedoch nicht ganz gelang. Durch den Eingriff wurde mein linkes Auge so entstellt, dass es jedem auf den ersten Blick auffiel. Außerdem wurde ich sehr lichtempfindlich und hatte kein normales räumliches Sehvermögen.

Schon früh musste ich eine Brille tragen, denn auch auf meinem gesunden Auge war ich stark kurzsichtig. Das führte zu allerlei Missgeschicken und Hänseleien. »Brillenschlange« war noch eines der harmloseren Wörter, mit denen ich bereits im Kindergarten aufgezogen wurde. Beim Schulsport musste ich wegen der Verletzungsgefahr immer meine Brille ablegen und so halb blind mitturnen. Am schlimmsten war es beim Sprung über den Kasten. Ich musste die Entfernung bis zum Sprungbrett immer grob abschätzen, denn erkennen konnte ich so gut wie nichts. Während ich in der Warteschlange stand, zählte ich innerlich die Sekunden, die ein Kind vom Start bis zum Absprung brauchte.

Dann war ich an der Reihe und lief los.

»Eins, zwei, ...«, zählte ich leise vor mich hin, »und bei vier: Absprung.«

Bei drei stieß ich gegen das Sprungbrett und fiel hin.

Lautes Gejohle und Gekicher im Hintergrund.

Mein Bein schmerzte, aber noch schlimmer war die innere Verletzung. Ich spürte, wie mir die Tränen kamen. Doch ich versuchte, das Weinen zu unterdrücken. »Kein Grund zum Heulen. So schlimm wird's schon nicht sein«, hieß es zu Hause immer, wenn mir die Tränen kamen. Und so weinte ich selten, meist nur heimlich unter der Bettdecke.

Ich kann nichts, bin hässlich und werde ausgelacht. Solche Glaubenssätze prägten sich tief in mir ein. Besonders minderwertig fühlte ich mich im Vergleich mit meiner jüngeren Schwester. Sie kam zwei Jahre nach mir auf die Welt – ohne Komplikationen. Sie war hübsch, hatte eine gute Figur und konnte scheinbar alles besser als ich. In meinen Augen war sie perfekt. Ganz das Gegenteil von mir.



Die alten Minderwertigkeitsgefühle traten nach meinem Unfall umso stärker hervor. Ich war unglücklich, überfordert und empfand mich nur noch als Belastung. Als das Gutachten der gegnerischen Unfallversicherung kam, riss es mir vollends den Boden unter den Füßen weg. Der Unfall wurde hier als missglückter Suizidversuch meinerseits gewertet: Ich sei absichtlich vors Auto gelaufen. Man habe sich erkundigt: Unsere Ehe sei am Ende und wir seien hoch verschuldet. Aus Sicht der Versicherung genügend Gründe, um nicht mehr leben zu wollen.

Ich war fassungslos. Auch wenn ich mich nicht mehr an alles erinnern konnte, was vor dem Unfall geschehen war, so wusste ich mit Sicherheit: Ich hätte mir niemals etwas angetan, auch wenn unsere Lebensumstände vor dem Unfall noch so herausfordernd gewesen waren.